

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 21 (1931)
Heft: 38

Artikel: Wie man's macht, ist's verkehrt
Autor: Bonot, Jean
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644291>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Er lächelte frech. Was soll man da tun?

Zu Hause habe ich mich sehr sorgfältig angezogen, kritisch im Spiegel meine Außenseite geprüft, die seit langer Zeit wieder erfreuliche Barschaft zu mir genommen und bin losgezogen.

Bei meinem Zigarettenfriseur kaufte ich Albion Luxe, die ich mir sonst nur leiste, wenn ich ganz hochstaplerische Absichten habe. Der Mann war sehr erstaunt, daß ich mir, obwohl noch alleine, gleich eine ansteckte und sprang die Türe aufzuhalten. Von bestimmten Marken an aufwärts werden die Käufer hinausbegleitet; Albion Luxe gehört natürlich dazu.

Dann bin ich ziellos durch die Straßen geschlendert. Alle meine Bekannten hatten sich verschworen und kamen mir entgegen.

„Was ist mit Ihnen los? So fein? Was machen Sie heute Abend?“

Ich gab vor, verhindert zu sein.

„Natürlich. Das haben wir gleich gedacht. Sieht man Ihnen auch an. Viel Vergnügen. Und grüßen Sie die Kleine.“

„Ist keine Kleine.“

Man lächelte mitleidig:

„Na, uns können Sie doch nichts verbergen. Man sieht es Ihnen ja an. Sie können sich doch nicht verstellen. Riechen tut man es übrigens auch.“

Vor einem Modegeschäft stand ich lange und liebäugelte mit einer bunten Krawatte. Ich beschloß, sie mir zu schenken. Auch im Laden die hübsche Verkäuferin machte mir meinen Entschluß, heute abend allein zu bummeln, recht schwer, schließlich kam ich aber doch mit heiler Haut und bunter Krawatte davon.

Am Abend ging ich ins Kabarett. Ein Ober schlängelte sich durch die Reihen und bot mir ein paar Tische zur Auswahl an.

„Die Dame kommt wohl später?“

„Es kommt keine Dame.“

„Dann darf ich wohl zu diesem Tisch raten.“

Er führte mich bis vorne, fast an die Rampe, zu einem kleinen Tisch, von dem aus man sowohl die ganze Bühne wie auch den größten Teil des Zuschauerraumes übersehen konnte. Die Leute schauten bald zu mir herüber und tuschelten miteinander. Je stiller ich mich benahm, desto mehr fiel ich auf. Man hielt mich für den Freund einer Dame, die auftrat, und sah die einzelnen Programmnummern durch, diesbezügliche Möglichkeiten erwägend.

Auch hinter der Rampe wußte man nicht so recht Bescheid und begann mangels besserem Rat entsetzlich zu kokettieren. Da ich darauf nicht einzugehen mich bemühte, hielt man mich für einen Agenten, eventuell einen neuen Direktor oder gar einen blasierten Kritiker, der sich zu irgend einer Bosheit aufgerafft hat.

Ein alter Blumenverkäufer glitt geschmeidig und lautlos durch die Reihen. Gedankenlos nahm ich ihm einen Strauß ab.

„Er kauft Rosen!“

„Er kauft Rosen!!“

„Er wartet auf jemanden.“

Dann ging ich essen. Ich war sehr besorgt um mich. Am Nebentisch hörte ich einen Herrn zu seiner Begleiterin über mich reden:

„So ist's richtig. Der läßt sich seine Laune nicht verderben. So sollte man es immer machen, wenn ihr einem sitzen laßt.“

Als man mich morgens aus einem Café schmiß, ging ich endlich heim.

Im besten Halbschlaf weckte mich Harold. Er wollte mich zum Mittagessen abholen. Er stand vor meinem Bett und sah sich die etwas derangierte Umgegend an.

„Mit wem?“

Ich sah ihn an, nicht gerade verständnisvoll.

„Mit wem du aus warst?“

„Allein.“

„So.“ Er deutete auf die Rosen, die umherlagen. Ich habe ihn nicht überzeugen können. Er nannte mich einen unvershämten Lügner und ich habe ihn hinausgeworfen.

Jetzt rennt er überall herum, erzählt, ich sei entsetzlich verlogen und habe eine geheimnisvolle Liebchaft. Und alle Leute schauen mir nach, wenn ich über die Straße gehe, und flüstern sich zu:

„Der tut auch nur so, als könne er nicht bis drei zählen. Ueberhaupt, die, die man immer allein sieht, das sind gerade die Schlimmsten.“

Mario Mohr.

Wie man's macht, ist's verkehrt.

Humoreske von Jean Bonot.

Kurz vor Mitternacht kehrte Herr Gebhard ganz sachte in seine Wohnung zurück, die im tiefsten Schweigen dalag. Die herrenlose Hündin war ihm gefolgt. Die Nacht war frisch und es regnete. Er hatte nicht den Mut gefunden, das kleine Wesen fortzujagen, dessen Angst sich durch das fieberhafte Beben des winzigen Schweifes verriet.

Nachdem er ein Streichholz angezündet hatte, drang er in die Küche und zündete den Gashahn an. Auf dem Tische standen ganze Stöße von blühblanken Tellern: eine Blätterteigpastete, die schon starke Lücken aufwies, ein goldgelbes Masthuhn, dem man die vier Gliedmassen abgenommen hatte und ein ehrwürdiger Camembert, der auf seinem Teller den Schlaf des Gerechten schlief. Etwas weiter entfernt standen lange Reihen frisch ausgespülter Gläser jeder Art, von den Likör- bis zu den Rotweingläsern und den schmalen Champagnerkelfchen aus feinstem Kristall.

Und während Anton Gebhard, der Held dieses Familienfestes, die Tante Virginia, die Vettern Ballhorn und den Onkel Zölestin zur Trambahn geleitete, hatte die umsichtige Hausfrau sich ans Werk gemacht, den Tisch abgedeckt, das Silberzeug gepußt und das ganze Geschirr abgewaschen.

„Wie tüchtig Millie doch ist“, murmelte er.

Er machte sich etwas Vorwürfe, daß er selbstüchtig die Freuden der Tafel noch verlängert und allein weitergezecht hatte. Da der Wein ihn in Rührung versetzte, beugte Anton sich zu der kleinen Hündin herab, die zu seinen Füßen vor Frost zitterte und ihn mit ihren pechschwarzen Augen anstierte.

„Armes Geschöpf!“ murmelte er und streichelte ihren weißen Kopf. „Du kannst deinem Schöpfer danken, daß du mich getroffen hast und in einem warmen Raume schlafen wirst.“

Und mit einigen alten Zeitungen, ein paar Lumpen und etwas Stroh richtete er an dem noch warmen Herd ein Lager her, wo er seinen Schützling zur Ruhe legte.

*

Gegen sieben Uhr morgens lag Herr Gebhard noch in tiefem Schlaf, als seine Frau ihn bei den Schultern rüttelte. „Nanu, Anton, willst du denn bis in die Puppen schlafen?“

Er fuhr zusammen: „Schon sieben Uhr?“

„Schon sieben Uhr durch! Du hast gerade noch Zeit, dich anzuziehen und ins Bureau zu rennen.“

Etwas benebelt und sich an nichts mehr erinnernd, stand er brummend auf. Millie betrachtete ihn, aber verließ konnte man ihre Blicke beim besten Willen nicht nennen. Augenscheinlich grollte sie ihm, weil er sich draußen verspätet und bis zu später Stunde in den Cafés herumgestrolcht war, statt, wie es seine Pflicht war, gleich nach Hause zu kommen und ihr dabei zu helfen, die Wohnung in Ordnung zu bringen.

Ein Unwetter lag in der Luft. Anton fühlte es recht wohl. Und deswegen tat er auch den Mund nicht auf,

denn er wußte, daß seine Gattin nur auf einen Vorwand lauerte, um sich ihrer Galle zu entledigen.

Alle beide beendeten also mäuschenstill ihre Toilette, als die ganze Wohnung mit einem Male unter einem entsetzlichen Getöse erbebte.

Herr und Frau Gebhard betrachteten sich starr vor Schreck. Was konnte das bloß sein?

„Ich möchte darauf schwören“, stammelte Millie mit zitternder Stimme, „ich möchte darauf schwören, daß ein Flugzeug auf unser Haus gefallen ist.“

„Meinst du? Ich glaube eher, daß der Kronleuchter losgegangen ist.“

„Der Kronleuchter? Sicherlich hast du recht! Das wird es sein!“

Sie stürzten ins Wohnzimmer, wo ... schönste Ordnung herrschte. Im Salon? Auch da war nichts zerbrochen. Der einfache Kronleuchter aus Kristall ruhte unter seinem gelben Ueberzug. Was mochte es nur sein?

Jetzt öffnete Frau Gebhard die Tür zur Küche. „Ach, du meine Güte!“ schrie sie und wich entsetzt zurück vor dem gräßlichen Schauspiel, das sich ihren Augen darbot.

In tausend Stückchen zersprungen, besäten Teller, Flaschen und Gläser den Boden und bildeten nur noch einen kläglichen Haufen von spitzigen Trümmern, die von weißer Dunke durchtränkt waren. Dazwischen erblickte man Fleischklößchen, Trüffeln und Champignons. Auf dem Gipfel jedoch thronte sorglos und fröhlich ein junger Bierföhler, der gerade einem Hühnergerippe den Garau machte.

Mit schlotternden Armen und gesenktem Haupte betrachtete der arme Anton das angerichtete Unheil und stotterte voll trüber Ahnungen:

„Nein so was ... Nein so was ...“

Frau Gebhard sagte nichts. Der Zorn hatte sie nicht etwa stumm gemacht, aber ihr fielen nicht gleich die richtigen Worte ein, um den eigentlichen Urheber dieser gräßlichen Katastrophe so abzukanzeln, wie er es verdiente.

„Man muß schon recht blöde sein“, stieß sie endlich hervor, „wenn man ein gefräßiges, fleischfressendes Tier mit einem Subne zusammenläßt, das auf einem Stoß Teller liegt!“

„Millie, laß gut sein“, flehte Anton de- und wehmütig. „Ich bin das Opfer meines guten Herzens geworden.“

„Ich geb' dir gleich das gute Herz“, unterbrach ihn die erbohte Hausfrau.

Dann nahm sie wutentbrannt das heulende Tierchen beim Schlafittchen, hob es hoch und warf es die Treppe herunter; vorher aber hatte sie ihm noch einen derben Fußtritt in den Hintern versetzt ...

Als Anton gegen Mittag zurückkam, mußte er während der Mahlzeit die Klagen und Vorwürfe seiner Frau über sich ergehen und sich die größten Beleidigungen gefallen lassen. Sein Herz pochte wie toll, aber er wagte nicht, sich zu mühsen.

„Es wird schon vorübergehen“, dachte er.

Nun hatte Frau Gebhard am Abend ihre fünf Duzend Teller noch nicht verschluckt, und als ihr Gatte aus dem Bureau zurückkam, fauchte sie ihn an:

„Weißt du auch, du blöder Kerl, was uns deine ritterliche Gebärde gegen einen laufigen Hund gekostet hat? Hundertfünfundvierzig Franken! Ich hab' mir's ausgerechnet.“

Aber Anton war alles andere als kleinlaut oder demütig, sondern gab ihr triumphierend zur Antwort:

„Und weißt du auch, du dumme Gans, was wir dadurch verloren haben, daß du ein unverantwortliches kleines Wesen roh verjagt hast? Nein? Dann sollst du's gleich erfahren.“

Und vor die Augen seiner Gattin, die wie vom Schlage gerührt war, hielt er ein Inserat, das er soeben aus der Zeitung ausgeschnitten hatte:

„600 Franken Belohnung für denjenigen, der Frau Lampe eine kleine, auf den Namen Boby hörende Foxhündin zurückbringt.“

Der Engelwirt.

22

Eine Schwabengeschichte von Emil Strauß.

Lehtes Kapitel.

Und eines warmen Augustabends, sechzehn Tage nach der Abfahrt von Rio de Janeiro, stieg an derselben Station, von wo er vor sechs Wochen mit Agathen in die Welt gefahren war, der Engelwirt wieder aus dem Zug, als sich dieser nach gerauem Aufenthalt gerade wieder in Bewegung setzen wollte. Wer sonst ausgestiegen war, hatte sich schon entfernt, der Vorsteher trat ins Bureau zurück, und der Wärter lief hinter dem abfahrenden Zug drein, um eine Weiche zu stellen. Wasmer ging, mit dem vollständig in ein Tuch gewickelten Rinde im Arm, am Hause vorbei nach der Landstraße, freute sich, daß durch sein geschicktes Zuwarten die andern, zum Teil Bekannte, die ihn aber noch nicht gesehen hatten, weit vorausgekommen waren und das Spikrutenlaufen also noch nicht beginne, atmete tief ein und schaute mit einem langen, verwunderten Blick den Stand der Felder an, trat zum nächsten Chausseebaum, brach einen Apfel, biß hinein, sagte im Rauen: „Ein Apfel!“ und aß ihn, wiewohl er noch unreif und sauer war, ganz hinab; dann ging er mit langem, stetem Bauernschritt seines Weges. Gleich darauf aber wandte er, Schritte hinter sich vernehmend, ein wenig den Kopf, nahm rasch das Bündel mit dem Rinde wie ein Paket unter den Arm und mähigte seinen Lauf.

„Sind Sie's oder sind Sie's nicht?“ rief eine bekannte Stimme; „wahrhaftig der Engelwirt!“ und der Pfarrer, der vom Stationshause kam, trat zu ihm. „Woher, woher, Engelwirt?“

„Grüß Gott, Herr Pfarrer! Weit, weit her!“

„Nun, woher denn? Darf man's nicht wissen?“

„Das schon, Herr Pfarrer! In Brasilien war ich — — geschwind.“

„Das war der Müß wert, Engelwirt! Warum nicht gar im Mond?“

„Ich hab das falsche Schiff erwischt. Uebrigens — im Ernst, Herr Pfarrer.“

„Wirklich? Nun, das muß ich sagen —! Ja — — und — — die Agath?“

„Die Agath — —“ es wurde ihm sehr schwer zu antworten und er seufzte tief. „Herr Pfarrer, die hat sterben müssen am gelben Fieber; drei Tage waren wir drin.“

„Was Sie sagen!“ rief der Pfarrer, erstaunt stehen bleibend, „also doch!“

Der Engelwirt sah ihn fragend an, und jener berichtete, vor über zwei Wochen sei im Städtlein davon geredet worden, daß Agathe sich bei der Engelwirtin gemeldet habe und gewiß gestorben sei. Er habe daraufhin die Engelwirtin selbst befragt und Bestätigung erhalten: zwei Tage vorher, früh um fünf, habe die Frau gerade, auf dem Bett-rand sitzend, die Strümpfe angezogen, da seien nackte Schritte den Gang hergekommen, die Tür sei halb aufgegangen, nur mit dem Hemd bekleidet, mit wirrem Haar habe sich die Agathe hereingeschoben, sei auf die Knie gefallen und ein paar Schritte auf sie zugerutscht. Es sei der Frau noch durch den Kopf geschossen: wenn die sich nur keinen Spreißen ins Knie jagt! Sie habe aber gefragt, „Ja, Agath, was fällt denn dir ein? Wo kommst denn du her?“ Da habe diese den Kopf gehoben, sie aus zerfallenen, braunem Gesicht erbärmlich und flehend angeschaut, gestöhnt und die Hände gerungen, aber nichts gesagt, und sei nicht aufgestanden. Die Engelwirtin habe sie aufstehen und reden heißen, sei dann, da jene liegen blieb und seufzte und mit den Augen bettelte, voll Mitleid hingetreten, um sie auf-